

# Der Kompaß

Curitiba - Staat Paraná - Brasilien

**Volkstfest**  
Zugunsten unserer Schulen  
im Handwerker am 7. u. 8. September.  
Verantwortlicher: Fritz Winters

## Allelei aus Rio de Janeiro.

Von Fred. W. Heering.

Rio, den 19. August 1935.

Das war ein Wochenende, wie es lange nicht mehr in Rio gegeben hat. Die für alle, die zur Deutschen Fremdenmission interessiert sind, vollere Bedeutung waren; es hieß schwer, Einzelheiten aus dem Leben der Fremdenmission zu erfahren, aber — das ist ja nicht so unbedingt von Wichtigkeit!

Zunächst einmal: Die brasilianische Regierung hatte dem Staatschauspieler Werner Krauß und dem hiesigen Vertreter der Olympiade am Freitagabend den Rundfunksender zur Verfügung gestellt, und zwar sprach Werner Krauß zuerst über Kuratelle, wodurch ein Empfang in Deutschland gesteuert war, über seine Brasilienindrücke. Er läßt etwas folgen in bezug auf Rio aus: „Das Schönste und Erhabenste aber hat die unerschöpfliche Stadt Rio de Janeiro. Es gibt unendlich etwas Schöneres, Hingehaltenderes! Dazu kommt, daß wir gerade in dieser Stadt besonders herzlich aufgenommen wurden, nicht nur von den hier lebenden Deutschen, sondern auch von den Brasilianern. Das brasilianische Publikum wie die Presse in Rio und São Paulo haben unserer Kunst ein so großes Verständnis entgegengebracht, daß wir darauf stolz sein können. Das große Interesse, das die Brasilianer unserer deutschen Opernkunst gezeigt haben und die doch selbst ein kultiviertes Theater besitzen, wozon ich mich mit Freuden überzeugen konnte, erfüllt uns mit dankbaren Gefühlen. Es hat uns berufen, wie stark die Bande der Freundschaft sind, die von Brasilien hinübergehen nach Deutschland, zu den Deutschen und zu unserm Führer.“

Am Anschließung sprach Herr König als Vertreter des deutschen Organisationskomitees für die XI. Olympiade und als Leiter der Delegation der Reichsbahnzentrale für den deutschen Reiseverkehr und gab seiner Freude Ausdruck, daß die brasilianische Regierung voll von dem olympischen Gedanken durchdrungen und daß für Vertreter verschiedener Sportarten die Teilnahme schon gesichert sei.

Am nächsten Morgen ging es mit dem Sonderzug des Kombiexpress nach Santa Cruz, zum „Campo Zeppelin“. Der Zug elite durch die mondbeleuchtene Landschaft, und als man nach 1 1/2 Stunden am Bestimmungsort angelangt war, sah man die neue Zeppelhalle, die erst vor einigen Wochen begonnen wurde. Das Gerüst ist bereits fertiggestellt, und teilweise arbeiten man schon an der Bekleidung. Auch die Gasbehälter sind zum großen Teil fertig, sodas bestimmt damit gerechnet werden kann, den festigen Bau Ende Oktober — Anfang November zu übergeben. Aber aus demselben Material gebaut — ein Wunder der deutschen Technik.

Es wurde langsam heller, und der „Zepp“ mußte bald kommen. Die Passagiere wurden schon umgebildet und hielten sogar eine unschuldige Warte für die „Schwebende Brücke“ zwischen Brasilien und Südamerika. Und was für Passagiere! Es war diesmal die reinste „Prominentenliste“: Da war Werner Krauß und seine Frau, Professor Alexander von Lichtenberg und Dr. Rosenfeld, deren Vorträge auf dem internationalen Uologer-Kongress in Rio Senation hervorgerufen hatten, Karl Bana, ein Ka-

notendanker von Wehrst, der hiesige Sachverständige in Erlaunen verleiht hatte, Wally Koch, Mitbegründer der deutschen Volkshilfe in Buenos Aires, der bekannte amerikanische Journalist John McCutcheon und noch viele mehr. Sie alle werden am Ende der Fahrt wie Werner Krauß in bezug auf seiner Schamerikaturouree sagen: „Leider müssen wir schon fort.“

Inzwischen war die Sonne aufgegangen, und plötzlich erschien am Horizont ein silbernes Spiel, der sich schnell vergrößerte: „E3 127“ — Graf Zeppelin! Strahlenklappen klappten, und bald ging er nieder, landete trotz des ziemlich starken Bodeneindringens wie immer sicher. Viel zu schnell war für die vielen Zuschauer der Vagage- und Passagierwechsel vorgenommen, und nach kurzem Ausbalancieren stieg der Silberhieb in die Luft, bald — von kräftigem Rückenwind begünstigt — den Blicken der sehnsüchtig Zurückbleibenden entschwindend, unter denen man einen großen Teil der Mannschaft des deutschen Luftschiffes „Cap Arcona“ bemerkte, die mit vielen argentinischen Touristen im Hafen lag. Leider stand diese Kette unter einem ungünstigen Stern, als der Strand von Copacabana sich ein Opfer unter den Argentinern ausgesucht hatte.

Zurück ging's in lausender Fahrt nach der Bundeshauptstadt. Am Abend lichtete der deutsche Dampfer „Cap Norie“ die Anker und führte die restlichen Mitglieder der deutschen Schauspielgesellschaft, die in Rio einen großen Erfolg erzielt hatte, der Heimat entgegen. Am nächsten Tag lichtete auch die „Cap Arcona“ ihre Anker. Zusammenfassend kann man sagen, oder besser „wiederholen“, was man allgemein bei der Abfahrt der beiden Dampfer und des Luftschiffes gehört hatte: „Auf Wiedersehen im nächsten Jahr“, wobei noch unklar ist, ob man sich wieder in Rio oder bei der Olympiade in Berlin treffen will.

nur das „Gottbewußtsein“ und daß, wie der von ihm Unterbrückte, „als unbewußt“ Gotteserscheinung ein unbewußtes Dasein weiterführen. Solche Lehre Wahrheit sei und ihre Verbreitung ein Fortschritt? Unsere Vorfahren haben schon als Heiden um das Fortleben ihrer Eingeliebt nach dem körperlichen Tode gewacht: als Christen haben sie im Leben und im Sterben, im Kampfen und im Leben auf den vertraut, der gefagt hat: „Es kommt die Stunde, in der alle, die in den Gräbern liegen, die Stimme des Sohnes Gottes hören werden. Und es werden hervorgehen, die Gutes getan haben zur Auferstehung des Gerichtes!“ (Joh. 5, 28)

Wohl bieten die Neuhelms uns Erlös an für die Unsterblichkeit der Eingeliebt. „Der Mensch ist ein Glied in der Kette seiner Ahnen und seiner Nachkommen. Um an der Hochentwicklung teilzunehmen, hat er sich möglichst hochzeitig fortzusetzen. Mit der Fortsetzung seines Körpers im Tode“ wird er „wieder unbewußt Gotteserscheinung: das Bewußtsein ist vorne, bei den Nachkommen, die nach bewußte Gotteserscheinung sind, solange sie leben, um mit ihrem Tode das Bewußtsein abzugeben an die folgenden Generationen.“ Erst mit dem Tode? Man müßte doch sagen, daß dieses Gottbewußtsein schon zu Lebzeiten der Eltern im Kinde waltet. „Wille kann man es vielleicht nennen.“ Also der eigeninnige, oft unstillige Wille des unerzogenen Kindes wäre „die höchste Gotteserscheinung — Bewußtsein Gottes!“

Andere sprechen vom Erlös für die persönliche Unsterblichkeit der Eingeliebt, die sie leugnen, von der „ewigen Rassenseele“, welche sie entdeckt zu haben behaupten. Das ist ein Mißbrauch des Wortes „Seele“ und geeignet, harmlose Zuhörer zu täuschen. Denn nach dem deutschen Sprachgebrauch bedeutet das Wort „Seele“, wenn wir vom Menschen sprechen, die geistige, wesenhaft unsterbliche, im irdischen Leben mit dem Körper verbundene, aber auch nach der Trennung vom Leibe zu selbständigem, vollbewußtem Eigenleben befähigte Lebenskraft. Wohl ist die Seele im irdischen Leben an den Körper, an seine Beschaffenheit, seine Fähigkeiten und seine Schwächen gebunden. Diese Fähigkeiten und Schwächen mögen teilweise ererbt, teilweise in der Menschenrasse, welcher der einzelne angehört, besonders entwickelt sein. Aber die erste Rassenoffenbarung erklärt einflüssig, daß die durch Fortpflanzung übermittelte Rassen-Eigenheitlichkeit an sich nicht geistig, nur körperlich sind, und daß sie nur einen geringen Teil dessen ausmachen, was als Einwirkung des Körpers, des Wahnsinns und Instrumentes der geistigen Seele, die Haltung und Handlungsweise dieser Seele einflüßt (vergl. Schmidt, Rasse und Weltanschauung, in dem Buche: Die Kirche in der Zeitveränder, Paderborn 1935). Damit ist nicht dem Lehnsinn jenes das Wort gerecht, welche trotz ererbter oder erworbener körperlicher Minderwertigkeit eine Ehe elagehen und Kindern das Leben geben und damit in unverantwortlicher Weise das Glück ihrer Nachkommen außer acht lassen. Die Sitten- und Tugendlehre der Kirche und ihre Ergebegebung beweisen, daß der Glaube an den wahren Gott und an die Unsterblichkeit der geistigen Menschenseele gerade auch in diesen Fragen zu höchstem Verantwortungsbewußtsein drängt. Aber es ist festgestellt, daß selbst unter den vererbbaaren körperlichen Eigenheiten, welche auch das geistige Leben einwirken, es erleichtern

oder hemmen, gerade die Rassenbesonderheiten nur wenig Einfluß und ganz geringe Bedeutung haben. Dabei kann bestehen bleiben, daß die eheliche Verbindung und gemeinsame Fortpflanzung von Abstammungen erheblich verschiedener Rassen aus mancherlei Gründen unerwünscht ist und mit erlaubten Mitteln verhindert werden mag.

Was also ist die „Rassenseele“, welche manche Vertreter des Neuhelms als „die größte Entdeckung der Neuzeit“ anpreisen? Eine Entdeckung, auf welche sie eine neue, deutsche, das ganze Volkstum maßgebend bestimmende Weltanschauung aufbauen wollen? „Wir müssen, daß Rasse und Volk, Blut und Boden unsere Glauben bestimmen, der darum nur ein deutscher sein kann.“ Die sogenannte „ewige Rassenseele“ ist in Wirklichkeit ein Nichts, ein Produkt ihrer Phantasie, aber für einige aus ihnen der in feiler Wirklichkeit ererbte und geschaffene Gott, dem das deutsche Volk in Zukunft dienen, dem man abgöttenerisch Recht und Freiheit, ja Leib und Leben opfern sollte! Und das müßte man einem christlichen Volke zu dessen Vorfahren sich vor tausend Jahren vom Ögendiener und grausigen Menschenopfern bekehrt haben, und das seitdem in dankbarer Huldigung sich vor jenem anbetend brügl, der als „Menschensohn“ die Erbschaft aller Menschenkinder aller Rassen, aller Zonen, aller Zeiten gelöhnt, und als „Gottessohn“ alle zur Gotteskindschaft und zur Erbschaft des Himmels berufen hat! Nein, die lächerlich erkundene Lehre von der „Rassenseele“ ist kein Erlös für das Wissen um unsere geistige, unsterbliche, zum ewigen Glück berufene Menschenseele!

Größe und Würde emporgeliegt! Wie ist er nur möglich geworden, dieser Rückfall in Heiden- und Abgötterei, wie kann es geschehen, daß Menschen vor dem „Licht der Welt“ die „Augen schließen und „die Finsternis mehr lieben, als das Licht?“ (Joh. 3, 19).

V.

Die uralte Wahrheit, daß der Mensch aus der Betrachtung der Schöpfung mit Sicherheit den Schöpfer erkennen kann, hat das hl. Konzil im Vatikan im Jahre 1870 erneut feierlich verkündet: „Die Heilige Mutter, die Kirche, stellt fest und lehrt, daß Gott, aller Dinge Ursprung und Endziel, mit dem natürlichen Lichte der Vernunft aus der Betrachtung der geschaffenen Dinge mit Sicherheit erkannt werden kann“ (Conc. Vat. S. III c. 2) Mit dieser Erklärung hat die Kirche nicht so sehr das Dasein des ewigen überweltlichen Gottes erneut uns vorstellen wollen, als vielmehr die menschliche Vernunft und damit die Ehre des Weltengleichnisses verteidigt gegen jene Falschheiten des neuen Zeit, welche dem menschlichen Verstand jede sichere Erkenntnis einer außer uns bestehenden Wahrheit absprechen wollen. Den Kennern der philosophischen Systeme der Neuzeit ist bekannt, daß man seit antheilhaft Jahrhunderten in immer weiteren Kreisen angefangen hat, an der Fähigkeit der menschlichen Vernunft zu zweifeln, sichere Kenntnis von den außer uns liegenden Dingen zu gewinnen. Manche sagen, jener geistige Vorgang, den wir „Erkennen“ nennen, ist nicht ein Aufnehmen und Erfassen einer außer uns bestehenden Wahrheit oder Tatsache, sondern es ist nur ein in unserem Inneren vollzogenes Geschehen, von dem wir uns einreden, es bestehe tatsächlich außer uns. Der natürliche Sinn und die Erfahrung sagen uns, daß a. Z. eine Landschaft, die ich betrachte, eine Feuersbrunst, ein Wasserfall, die ich beobachte, deren Bilder ich mir einpräge und in dem Gedächtnis bewahre, tatsächlich außer mir vorhanden sind, daß in mir nur ihre Bilder vom Auge aufgefunden und der Phantasie und dem Gedächtnis zugeleitet werden. Jene Leute sagen, daß solche Schlussfolgerung nicht als hereshaltig erweisbar sei. Nur das Bild, das meine Vernunft in mir erkenne, sei gewiß; ob die von mir betrachtete Landschaft wirklich bestche, ob es Feuer und Wasser außer mir gebe, unbekannt. Sicher sei nur das Bestehen der inneren Bilder, die mein Geist selbst hervorbringe. Ja, man könne sagen, mein Geist sei der Schöpfer jener Landschaft, jenes Feuersglut, jener Wasserfall und stelle sie mir vor, als ob sie außer mir beständen. Die Frage aber, ob sie wirklich außer mir bestehen, bleibe ewig ungelöst.

Die Erfinder und Verfechter dieser Lehre hüten sich freilich, im praktischen Leben ihr zu folgen: sie hüten sich wohl, in das Feuer oder in das Wasser zu gehen, obgleich sie nach ihrer Philosophie behaupten müssen, der Mensch könne ein außer ihm bestehendes Feuer oder Wasser nicht mit Sicherheit erkennen, und die vermeintlich vom Auge dem Verstande zugebrachte Kunde davon gebe keine Gewißheit: sie sagen ja, alles vermeintlich äußere Geschehen sei in Wirklichkeit nur ein innerer Selbstvorgang, eine subjektive Tat des eigenen Geistes. Sie wenden aber ihre Lehre an zur Beurteilung aller geistigen, überweltlichen Wahrheiten: alles, so sagen sie, was der Mensch für wahr hält, ist nicht deshalb wahr, weil der Verstand eine bestehende Tatsache erkennt, sondern erst durch das schöpferische Wirken des Verstandes

## Girtenbrief

Von Bischof Clemens August Graf von Galen (Münster).

III.

Mit der Ablehnung Gottes, des unendlich vollkommenen Geistes, fällt unmittelbar auch die Erkenntnis der geistigen Unsterblichkeit der Menschenseele. Was hören ja: „Mit der Fortsetzung seines Körpers im Tode ist auch der Sieg seines Bewußtseins gestört, das Gehirn; der Mensch ist wieder unbewußt Gotteserscheinung geworden.“ Daher gibt es auch keine Ewigkeit und keine Belohnung und Bestrafung des einzelnen im Jenseits. Der schlichte elische Mensch, in beständiger Stellung, der in selbstloser Treue, unbemerkt und unbewundert von der Welt und Nachwelt Tag für Tag seine Pflicht erfüllt hat, verliert nach dieser Lehre mit dem Tode das einzige, was ihn über das dienende Hausleer erhob, das „Gottbewußtsein“; er wird wie der tote Stein „unbewußt Gotteserscheinung“ und hat umsonst in seinem selbstlosen Dienst durch Jahre ein vielleicht schweres Lebens getragen. Und ebenso: der Lügner, der Betrüger, der Gewalttätige, der in selbstwütiger Genußsucht sich Wacht, Reichthum, Lust zu verschaffen gewußt hat, der vielleicht unglückliche um Besitz, Glück und Ehre handelt hat, verliert in gleicher Weise im Tode

Still, spricht nicht immer wieder so etwas! Die Hände haben Ohren und vielleicht sogar solche, die Deutsch verstehen. Du weißt, ich bin kein Fallschirmist.“

Sie lächelte beinahe nachsichtig: „Kurt, laß doch vor mir die großen Welter — es lohnt nicht. Ich kenne dich wirklich zu wenig und weiß, daß du dem Glück geschickt nachhilst. Das ist ja unsere Hauptaufgabe. Mein Gewissen ist in der Verwehung auch allmählich ziemlich hart und robbt geworden.“

Er lächelte sie plötzlich, jäh und unvermittelt in endlos langem Ruh.

Sein Ruh machte die Frau, die sich mit ihm, wenn auch nur selten, gegen die Unheimlichkeit ihres hochflapsenden Vagantendaseins aufbäumte, ganz unheimlich. Sie war eine leidenschaftliche Natur, gelehrt dem Wonne mit Leib und Seele; und wenn sie auch zuweilen Verlangen nach ihrem einseitigen Tadelm und ihrem Bruder hatte, der nichts mehr von ihr wissen wollte, so war sie eigentlich doch die rechte Gehährin für den Glücksritter, den Parader des Lebens. Das Fajen, das sie beide führten, gefiel Adas abenteuerlustiger Natur im Grunde genommen doch, weil es dazwischen immer Erregung, Kampf und Betäubung gab.

Sie küßten sich, dann lachten sie, und schließlich gingen sie aus.

Eiferisch.

Nach einem Mittageßen, das sie in einem mittleren Restaurant eingenommen, führte der Zufall, keine Abfahrt, Kurt von Wersner und seine Frau an dem Hotel vorüber, in das er heute die beiden von ihm verpackten Damen hatte gehen lassen. Er beobachtete eben einen uniformierten Pötelwagen, der aus dem Hotel kam und schrag gegenüber in ein Alumnegeschäft ging. Er sagte hastig zu seiner Frau: „Ich werde mal versuchen, ob ich aus dem Jungen herausbringe, in wessen Gesellschaft sich meine alte Liebe hier in Paris aufhält.“

Ihr Gesicht verfarbte sich auffallend.

„Du lebst sie noch, Kurt?“

Er lachte: „Zum Glück, ich frische, wenn ich an die kühle, blonde Wondpfeifeln denke. Aber es interessiert mich natürlich ein wenig, zu wissen, in was für Lebensumständen sie sich jetzt befindet. Ansehen ist sie gut verheiratet. Die Kleine mag 'ne Schwester ihres Mannes sein.“ Er legte ihr sichtlich die Hand auf den Arm. „Weißt du, Kurt, ich will den Jungen aushorchen und komme gleich wieder.“

Was der Weise des Alten Bundes, was der heilige Paulus den Heiden und Ögendienern ihrer Zeit zum Vorwurf machen, das müssen wir heute mit schmerzlichen Stimmn wiederholen; wiederholen vor unseren deutschen Brüdern, den Kindern unseres Volkes, das vor tausend Jahren seinen falschen Ödiern entsagte, um durch den Glauben an den einen wahren Gott und an Christus, den „Heiland der Welt“, zu christlicher Erfüllung, zu

Weg war er, ehe sich die Frau auch nur mit einem Wort dagegen auflehen konnte. Doch so handelte er immer, folgte nur seinem Kopf, und sie fügte sich meistens. Aber in diesem Fall ärgerte sie sich sehr über ihn.

Sie empfand Eiferfucht und hätte sich gern selbst davon überzeugt, wie die aussah, um derenwillen ihr Mann jetzt ein Interesse zeigte, das sie verlegte und zornig machte.

Sie jähob sich nicht an die Anstalt eines nahen Geschäftes heran, in der wunderbare Nachbildungen echter Schmuckstücke lagen. Sie dachte daran, daß sie, die ihrem Mann Juwelen in Pülle und Fülle mit in die Ehe gebracht, längst kein echtes Stück mehr besaß und sich nur noch mit falschen Steinen schmücken konnte, denn in den letzten Monaten hatte es manchen bösen Sorgen gegeben. Wie schnell, wie so überflüchtig war das Vermögen verbrannt worden: ihr Östernerbe, das ihr der Bruder überwiesen! Ach, jcht nicht daran denken!

Sie beobachtete von ihrem Standplatz aus, wie Kurt auf der anderen Straßenseite mit dem Pötelwagen sprach, der dann, als hätte er Eile, plötzlich über den Fahweg rante und in großen Pötelwagen verwickelt wurde.

Sie ging ihrem Manne schnell entgegen, und als er ihr fragendes Gesicht sah, gab er sofort Auskunft: „Also Felizia scheint bei der jüngeren Tante eine Stellung innezuhaben als Gesellschaftlerin. Die jüngere Tante wohnt mit ihrem Vater und der Gesellschaftlerin. Das Sonderbare aber ist, der Vater der jüngeren Tante heißt „von Schenk“.“

Sie war ganz langsam weitergegangen. Bei dem Namen „von Schenk“ war die Frau stehen geblieben.

„Sonderbar, daß er gerade so heißt.“ Sie lächelte. „Es gibt einen vorläufigen Verwandten von uns — oben in Ostpreußen ist er Landrat. Er hat viele Kinder, also kann natürlich auch eine noch junge Tochter dabei sein. Ich kenne ihn gar nicht, aber mein Bruder erzählt mir gelegentlich, der Verwandte ähnelte ihm in Figur und Haltung. Doch warum sollte es sich gerade um den Verwandten handeln? Immerhin ist's möglich, wenn unser Name auch kein feltener ist.“

Er sagte sie unter, zog sie mit sanfter Gewalt in das nächste Café. „Es lag nicht neben dem Hotel und in allerbelebter Umgebung. Viele Autos fuhren vorüber, schoben sich zu einseitigen Ketten zusammen, und die Passanten drängten

## Das kleine Mädel der Landstraße.

Honau von Hann von Eanhuus.

12

Er meigte den Kopf hin und her.

„Man kann nicht behaupten, es gebe uns Glück, liebe Ada. Ich wenigstens bin in letzter Zeit mit unserer finanziellen Lage sehr unzufrieden.“

Sie warf sich ärgertlich in einen der Stühle, die mit ihrem gelbem Samt überzogen waren, was ihr recht häufig anzuhaben in dem dunkelblauen Sofa. Sie erinnerte sich leichter Väterlein: „Wenn du im Spiel gewinnst, bist du immer zufrieden; wenn du Glück im Spiel hast, ist nur dich jedes ködliche Traun erfüllt. Aber die Zeit vergeht damit, und gemorenes Geld hält nicht, es zertrümmert unter den Händen wie Herengold. Was später einmal aus uns werden soll, das macht mir oft Sorgen, das bereitet mir schlaflose Nächte.“

Er ging langsam auf sie zu. Seine Augen leuchteten, und sein leuchtendes Gesicht schien um viele Jahre jünger geworden.

„Ada, du sollst nicht so phantasievolles Zeug reden. Es paßt nicht zu dir. In der anderen, zu Felizia Wartberg, ja, da hat es gepaßt. Sie war keine Natur, die über der Situation stehen konnte, sie war ein kleines Bürgerknechtchen mit ködlich viel Ordnungsliebe und Solidität. Du bist großgläubig, du hast genug Abenteuerlust in dir, um an meiner Seite zu gehen in gleichem Schritt und Tritt.“

Er meigte sich wieder zu ihr, flüsterte: „Du empfindest alles wie ich. Das Verurtheilen, das Willeben in der großen kosmopolitischen Welt, das ein so ganz anderes ist als das Spielchen, das die meisten Menschen führen. Reich sein kann nicht jeder. Leider, leider! Aber ohne Reichthum zu leben können wir ein millionenschwerer Wüster aus Neupost, der nach Nizza oder Paris kommt, oder wie der Kohlenbaron aus dem Ruhrgebiet oder irgendein von Dollars läßt gewordener Filmstar, das ist eine große Kunst — nicht wahr? Nein, wir beide leben wahrcheinlich sogar bedeutend besser als die eben genannten Beispiele. Weil wir Paris und Nizza lieben, und das Leben der Veränderung und Abwechslung auch fühlen bis in den feinsten Nerv. Weil wir kosmopolitisch große Gemerksamkeiten sind.“ Wie ein Rauch glitten seine Worte in ihr Ohr.

„Wenn wir hier der großen Oper beimohnen, du in der schönsten Toilette von Madame Deotte, und ich habe nur noch so viel Geld in der Ta-

sche, daß es für ein Abendessen im Geschmack des bescheidenen Buchhalters und seiner kleinen Typomanie reicht, ist Spannung in uns, wie es weitergeht. Ich wünsche mich mit lächelnder Miene an einen reichen Bekannten heran, den ich in einer Loge entdeckte, und er lädt uns in eins der ersten Restaurants ein, wofür du ihm mit einem kleinen Wächeln Dank spendest. Wir genießen dabei viel mehr als anders, für die ohne alle Mühe der Tisch gedeckt ist. Wir genießen abermals, wenn wir danach beim Spielchen sitzen. Ich muß zwar meine Aufmerksamkeit aufs äußerste aufmerksamen, aber dafür besitzen wir oft am nächsten Tage Tausende und können nach London reisen, wo man so viel Geld machen kann, wie man will, oder nach Marokko, wo du so gern bist. Wir sind Herren unserer Zeit, wir sind Freie unserer Wünsche. Du bist gerade die Frau, die ich brauche, die mich versteht. Dich darf keine Zukunft kümmern.“

Er sprach jetzt lauter und sachlicher. „Schließlich, was heißt „später“? Morgen und übermorgen ist noch nicht das Später, vor dem wir uns zu fürchten brauchen. Wenn es aber um Jahre geht, dann stimmt die Rechnung so: Dein Bruder ist sehr reich. In Romanen und Filmstücken gibt es so viele vergedende Väter — warum sollte kein vergedender älterer Bruder existieren? Wir müssen bald erneut darüber nachdenken, wie wir es anfangen, daß er dir vergibt und für mich günstig gestimmt wird. Er ist ein Eisenkopf, ich habe das ja leider gründlich an mir erfahren.“

Sie sah ihn trübe an.

„Bei meinem Bruder ist für uns nichts mehr zu hoffen, und ich muß dir gestehen, wenn ich Ehrfried auch nur einmal sprechen könnte und er mir ein paar gültige Worte sagen würde, wäre ich schon zufriedener. Ich gäbe wer weiß was für eine Auslösung mit ihm, ohne dabei an seinen Reichthum zu denken.“

Sie schludte. „Ach, nur noch einmal ein paar Tage bei ihm im Ögellenschloß erleben, ein paar schöne stille Tage, nichts sehen und hören von der scheibbaren Verächtlichkeit unseres im Grunde genommen schwarzen und aufstrebenden Lebens, das ist mein Traum.“ Ein Traum, der sich niemals erfüllen wird.“

Sie drängte mühsam die Tränen zurück. „Ehrfried hat mich damals zurückgelassen, hat mir alles in Wuth und Zorn vergeben wollen, wenn ich mich von dir trennen würde. Er wußte, daß du ein Spieler bist, mußte vielleicht sogar, daß du ein Fallschirmist bist.“

„Still, sprich nicht immer wieder so etwas! Die Hände haben Ohren und vielleicht sogar solche, die Deutsch verstehen. Du weißt, ich bin kein Fallschirmist.“

Sie lächelte beinahe nachsichtig: „Kurt, laß doch vor mir die großen Welter — es lohnt nicht. Ich kenne dich wirklich zu wenig und weiß, daß du dem Glück geschickt nachhilst. Das ist ja unsere Hauptaufgabe. Mein Gewissen ist in der Verwehung auch allmählich ziemlich hart und robbt geworden.“

Er lächelte sie plötzlich, jäh und unvermittelt in endlos langem Ruh.

Sein Ruh machte die Frau, die sich mit ihm, wenn auch nur selten, gegen die Unheimlichkeit ihres hochflapsenden Vagantendaseins aufbäumte, ganz unheimlich. Sie war eine leidenschaftliche Natur, gelehrt dem Wonne mit Leib und Seele; und wenn sie auch zuweilen Verlangen nach ihrem einseitigen Tadelm und ihrem Bruder hatte, der nichts mehr von ihr wissen wollte, so war sie eigentlich doch die rechte Gehährin für den Glücksritter, den Parader des Lebens. Das Fajen, das sie beide führten, gefiel Adas abenteuerlustiger Natur im Grunde genommen doch, weil es dazwischen immer Erregung, Kampf und Betäubung gab.

Sie küßten sich, dann lachten sie, und schließlich gingen sie aus.

Eiferisch.

Nach einem Mittageßen, das sie in einem mittleren Restaurant eingenommen, führte der Zufall, keine Abfahrt, Kurt von Wersner und seine Frau an dem Hotel vorüber, in das er heute die beiden von ihm verpackten Damen hatte gehen lassen. Er beobachtete eben einen uniformierten Pötelwagen, der aus dem Hotel kam und schrag gegenüber in ein Alumnegeschäft ging. Er sagte hastig zu seiner Frau: „Ich werde mal versuchen, ob ich aus dem Jungen herausbringe, in wessen Gesellschaft sich meine alte Liebe hier in Paris aufhält.“

Ihr Gesicht verfarbte sich auffallend.

„Du lebst sie noch, Kurt?“

Er lachte: „Zum Glück, ich frische, wenn ich an die kühle, blonde Wondpfeifeln denke. Aber es interessiert mich natürlich ein wenig, zu wissen, in was für Lebensumständen sie sich jetzt befindet. Ansehen ist sie gut verheiratet. Die Kleine mag 'ne Schwester ihres Mannes sein.“ Er legte ihr sichtlich die Hand auf den Arm. „Weißt du, Kurt, ich will den Jungen aushorchen und komme gleich wieder.“

Weg war er, ehe sich die Frau auch nur mit einem Wort dagegen auflehen konnte. Doch so handelte er immer, folgte nur seinem Kopf, und sie fügte sich meistens. Aber in diesem Fall ärgerte sie sich sehr über ihn.

Sie empfand Eiferfucht und hätte sich gern selbst davon überzeugt, wie die aussah, um derenwillen ihr Mann jetzt ein Interesse zeigte, das sie verlegte und zornig machte.

Sie jähob sich nicht an die Anstalt eines nahen Geschäftes heran, in der wunderbare Nachbildungen echter Schmuckstücke lagen. Sie dachte daran, daß sie, die ihrem Mann Juwelen in Pülle und Fülle mit in die Ehe gebracht, längst kein echtes Stück mehr besaß und sich nur noch mit falschen Steinen schmücken konnte, denn in den letzten Monaten hatte es manchen bösen Sorgen gegeben. Wie schnell, wie so überflüchtig war das Vermögen verbrannt worden: ihr Östernerbe, das ihr der Bruder überwiesen! Ach, jcht nicht daran denken!

Sie beobachtete von ihrem Standplatz aus, wie Kurt auf der anderen Straßenseite mit dem Pötelwagen sprach, der dann, als hätte er Eile, plötzlich über den Fahweg rante und in großen Pötelwagen verwickelt wurde.

Sie ging ihrem Manne schnell entgegen, und als er ihr fragendes Gesicht sah, gab er sofort Auskunft: „Also Felizia scheint bei der jüngeren Tante eine Stellung innezuhaben als Gesellschaftlerin. Die jüngere Tante wohnt mit ihrem Vater und der Gesellschaftlerin. Das Sonderbare aber ist, der Vater der jüngeren Tante heißt „von Schenk“.“

Sie war ganz langsam weitergegangen. Bei dem Namen „von Schenk“ war die Frau stehen geblieben.

„Sonderbar, daß er gerade so heißt.“ Sie lächelte. „Es gibt einen vorläufigen Verwandten von uns — oben in Ostpreußen ist er Landrat. Er hat viele Kinder, also kann natürlich auch eine noch junge Tochter dabei sein. Ich kenne ihn gar nicht, aber mein Bruder erzählt mir gelegentlich, der Verwandte ähnelte ihm in Figur und Haltung. Doch warum sollte es sich gerade um den Verwandten handeln? Immerhin ist's möglich, wenn unser Name auch kein feltener ist.“

Er sagte sie unter, zog sie mit sanfter Gewalt in das nächste Café. „Es lag nicht neben dem Hotel und in allerbelebter Umgebung. Viele Autos fuhren vorüber, schoben sich zu einseitigen Ketten zusammen, und die Passanten drängten

Weg war er, ehe sich die Frau auch nur mit einem Wort dagegen auflehen konnte. Doch so handelte er immer, folgte nur seinem Kopf, und sie fügte sich meistens. Aber in diesem Fall ärgerte sie sich sehr über ihn.

Sie empfand Eiferfucht und hätte sich gern selbst davon überzeugt, wie die aussah, um derenwillen ihr Mann jetzt ein Interesse zeigte, das sie verlegte und zornig machte.

Sie jähob sich nicht an die Anstalt eines nahen Geschäftes heran, in der wunderbare Nachbildungen echter Schmuckstücke lagen. Sie dachte daran, daß sie, die ihrem Mann Juwelen in Pülle und Fülle mit in die Ehe gebracht, längst kein echtes Stück mehr besaß und sich nur noch mit falschen Steinen schmücken konnte, denn in den letzten Monaten hatte es manchen bösen Sorgen gegeben. Wie schnell, wie so überflüchtig war das Vermögen verbrannt worden: ihr Östernerbe, das ihr der Bruder überwiesen! Ach, jcht nicht daran denken!

Sie beobachtete von ihrem Standplatz aus, wie Kurt auf der anderen Straßenseite mit dem Pötelwagen sprach, der dann, als hätte er Eile, plötzlich über den Fahweg rante und in großen Pötelwagen verwickelt wurde.

Sie ging ihrem Manne schnell entgegen, und als er ihr fragendes Gesicht sah, gab er sofort Auskunft: „Also Felizia scheint bei der jüngeren Tante eine Stellung innezuhaben als Gesellschaftlerin. Die jüngere Tante wohnt mit ihrem Vater und der Gesellschaftlerin. Das Sonderbare aber ist, der Vater der jüngeren Tante heißt „von Schenk“.“

Sie war ganz langsam weitergegangen. Bei dem Namen „von Schenk“ war die Frau stehen geblieben.

„Sonderbar, daß er gerade so heißt.“ Sie lächelte. „Es gibt einen vorläufigen Verwandten von uns — oben in Ostpreußen ist er Landrat. Er hat viele Kinder, also kann natürlich auch eine noch junge Tochter dabei sein. Ich kenne ihn gar nicht, aber mein Bruder erzählt mir gelegentlich, der Verwandte ähnelte ihm in Figur und Haltung. Doch warum sollte es sich gerade um den Verwandten handeln? Immerhin ist's möglich, wenn unser Name auch kein feltener ist.“

Er sagte sie unter, zog sie mit sanfter Gewalt in das nächste Café. „Es lag nicht neben dem Hotel und in allerbelebter Umgebung. Viele Autos fuhren vorüber, schoben sich zu einseitigen Ketten zusammen, und die Passanten drängten

**PILSEN NACIONAL der Atlantica** ist ohnegleichen! nicht zu erreichen!





